

KRISEN IM KALTEN KRIEG

Die System- und Machtkonkurrenz zwischen West und Ost im Kalten Krieg löste über vier Jahrzehnte hinweg - zwischen 1948 und 1988 - eine Vielzahl von Krisen und Konfrontationen aus. Manche davon eskalierten, nicht zuletzt, weil die Risikobereitschaft auf beiden Seiten groß war. Vor diesem Hintergrund muss das Postulat eines „stabilen Friedens“ im Kalten Krieg auf der nördlichen Halbkugel hinterfragt werden. Welche Konstellationen trugen zur Verschärfung von Krisen bei, welche zur ihrer Eindämmung? Hielt die Existenz von Atomwaffen die Akteure in Ost und West von Kriegshandlungen ab? Wie gestaltete sich das Verhältnis von Politik und Militär? Welche innenpolitischen Faktoren beeinflussten das Handeln der beteiligten Staaten? Die 17 Fallstudien aus fünf Jahrzehnten beantworten diese und andere Fragen. Sie stützen sich auf neu zugängliche Quellen und bieten einen tiefen Einblick in die Problematik der Krisen des Kalten Krieges. Quelle: Umschlagtext

Bernd Greiner (Prof. Dr. phil., Historiker und Leiter des Arbeitsbereichs „Theorie u. Geschichte der Gewalt“ am Hamburger Institut für Sozialforschung. Er lehrt außerdem am Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg)

KRISEN IM KALTEN KRIEG. BILANZ UND AUSBLICK

Einleitung von Bernd Greiner Auszug S. 7 bis 8 Abs.1

„1948, 1950 bis 1953, 1956, 1958 bis 1961, 1962, 1964, 1966 bis 1969, 1973, 1979 bis 1981 und 1988 – zwanzig Jahre und damit knapp die Hälfte des über vier Jahrzehnte währenden Kalten Krieges standen im Zeichen akuter politischer und militärischer Krisen. In manchen Fällen gaben die nuklear hochgerüsteten Hegemonialmächte USA und UdSSR den Anstoß, bisweilen drängten „kleine Akteure“ wie Nord- und Südkorea oder Kuba in den Mittelpunkt, und mitunter griffen Auseinandersetzungen zwischen Bündnispartnern über die geographischen und politischen Grenzen der west-östlichen Paktsysteme hinaus. Teilweise wurden die Konflikte an der europäischen „Zentralfront“ des Kalten Krieges ausgetragen, teilweise im Nahen Osten, in Asien, Afrika und Lateinamerika. So unterschiedlich die Beteiligten und die Schauplätze, so verschieden waren auch die Ursachen und Anlässe der Krisen. Zeittypische, der internationalen Konstellation nach 1945 geschuldete Faktoren vermengten sich mit Impulsen aus anderen Epochen, mit dem zählbaren Erbe der Kolonialzeit ebenso wie mit der hintergründigen Präsenz der 1920er und 1930er Jahre oder des Zweiten Weltkrieges.“

Ambivalenz der Atombombe

„Jede historische Situation ist einzigartig, obwohl einige „einzigartig“ sind als andere“, schreibt Vojtech Mastny in seinem Beitrag (Manöver der NATO „Able Archer“). Gemeint ist, dass im Kalten Krieg alle Beteiligten vor einer historisch beispiellosen Herausforderung standen – nämlich Mittel und Wege des Umgangs mit der „absoluten Waffe“ finden zu müssen, einer Waffe, die zwar das militärische Drohpotential ins Unermeßliche steigerte, aber den Krieg als Mittel der Politik entwertete, weil die Vernichtung des Feindes nur um den Preis der eigenen Auslöschung zu erreichen gewesen wäre. Dass ihre bloße Existenz den Akteuren in Ost wie West Zurückhaltung auferlegte und zu Rücksichten zwang, die man unter anderen Umständen möglicherweise nicht genommen hätte, ist kaum zu bezweifeln. Anders als in „vornuklearen Zeiten“, in denen die Kombination von Rüstungswettläufen und zwischenstaatlichen Konflikten fast regelmäßig im Krieg mündeten, blieb der Welt nach 1945 das Äußerste erspart. Doch kann die Rede vom „stabilen Frieden“ auf der nördlichen Halbkugel trotz landläufigen Repetierens nicht überzeugen. Sie erklärt weder die Risikobereitschaft der Supermächte zur Zeit des Kalten Krieges noch beantwortet sie die Frage, warum ausgerechnet in dieser Zeit Krisen wiederholt in kriegsträchtiger Weise eskalierten. Jeremi Suri verweist deshalb mit gutem Grund auf die Kehrseite des Problems: dass die Präsenz von Massenvernichtungswaffen nicht allein als Einschränkung der Macht, sondern in gleichem Maße als Gelegenheit zur Ausweitung und Projektion von Macht begriffen wurde. Er markiert damit den archimedischen Punkt im Zentrum der Krisen des Kalten Krieges.“



Beide Seiten hatten es auf eine Schärfung der stumpfen Waffe angelegt und trachteten danach, aus dem militärisch Wertlosen politischen Mehrwert zu schlagen. So meldeten die USA und die UdSSR, wie Jeremi Suri betonte, geopolitische Ansprüche an und gingen Verpflichtungen ein, die sie sich als konventionell gerüstete Mächte schwerlich hätten leisten können. Zu beobachten ist der selbst verordnete Aufstieg in eine politisch „höhere Gewichtsklasse“, ablesbar an der propagandistischen Karriere des Adjektivs „vital“. Selten kam die Rede über vermeintlich „lebenswichtige Regionen“ jenseits der eigenen Grenzen derart häufig und penetrant zum Zuge wie im Kalten Krieg. Auf diese wurden nicht nur zusätzliche Reibungspunkte geschaffen. Beide Seiten hatten sich überdies den Zwang zur kontinuierlichen Beglaubigung ihres Status auferlegt und neigten zur übermäßigen Investition symbolischen Kapitals. „Overload the enemy“, wie es in der Sprache der Administration Eisenhower hieß. Das Ergebnis war, dass ein aus allen historischen Epochen bekanntes Problem über die Maßen aufgebläht wurde: Glaubwürdigkeit. Als unzuverlässig, bei der Verfolgung seiner Interessen unentschieden oder gar schwach wahrgenommen zu werden, galt mehr denn je als inakzeptabel. Wort zu halten, das Gesicht nicht zu verlieren, gegenüber Freunden stets verlässlich und gegenüber Feinden gleichermaßen unmissverständlich aufzutreten – im Kalten Krieg geriet der Kampf um die wichtigste psychologische Ressource der Macht zu einem psychologischen Abnutzungskrieg.

Im Berlin des Jahres 1948 nutzte Stalin den Streit um die Währungsreform und die absehbare Gründung eines westdeutschen, mit den USA verbündeten Staates als willkommenen Anlass, um die westliche Hegemonialmacht bloßzustellen und eine Vertrauenskrise innerhalb des feindlichen Lagers zu provozieren. Wie Michael Lemke in seinem Aufsatz nahelegt, kann diese Fixierung auf „innerimperialistische Widersprüche“ zugleich als Versuch gedeutet werden, den damals bereits nuklear gerüsteten USA vor aller Augen die Grenzen ihrer Außenpolitik und vor allem die Nutzlosigkeit ihres gerade erworbenen Militärpotentials zu demonstrieren. Auch die zweite Berlinkrise, die Nikita Chruschtschow 1958 vom Zaun brach und drei Jahre lang am Knochen hielt, hat eine unverkennbar atomare Dimension. Zweifellos gaben tagespolitische Umstände, vorweg der mit ruinösen Folgen begleitete Flüchtlingsstrom aus der DDR und die internationale Isolation des „Arbeiter- und Bauern-Staates“, den Anstoß. Jenseits dessen wollte Chruschtschow die nuklear bestückte UdSSR endlich als politisch gleichberechtigte Supermacht anerkannt sehen. Um dieses strategische Ziel zu erreichen, baute er die Drohkulissen der späten 1950er und frühen 1960er Jahre auf. Dass Außenminister John Foster Dulles ein amerikanisches Nachgeben als Anfang vom Ende dämonisierte, zeigt, welcher Stellenwert dem Kampf um Image und Glaubwürdigkeit auch von der Gegenseite beigemessen wurde.

Was Chruschtschow in Berlin und erst recht bei der gleichzeitigen Reklamation sowjetischer Interessen im Kongo verwehrt blieb, galt es in der Karibik nachzuholen: „Um den Triumph seiner Rivalen im Kongo wettzumachen, verfolgte er in der Kubakrise im Herbst 1962 eine harte Linie.“ (Sergej Masow) Kuba war der provokanteste und deshalb beste Ort, um „die USA daran zu erinnern, dass die UdSSR eine Macht darstellte, die sie respektieren mussten“ (Daniela Spencer). Weltmacht konnte dieser Logik zufolge nur sein, wer auf Dauer nicht im Verdacht stand, beim Einsatz seiner Instrumente, der politischen, wirtschaftlichen, propagandistischen wie militärischen, zu zögern; wer, in anderen Worten, bereit war, um der bloßen Symbolik der Tat willen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Selbstverständlich konnten die nach Kuba verschifften Mittelstreckenraketen die erdrückende Übermacht der USA im nuklearstrategischen Bereich nicht korrigieren. Für Chruschtschow zählte einzig ihr politischer Wert. Sie stellten unter Beweis, dass die UdSSR fähig und willens war, ihre neue weltpolitische Rolle auszufüllen und selbst im „Hinterhof“ der USA als Schutzmacht einer sozialistischen Klientel aufzutreten. Wie John F. Kennedy zu bedenken gab, „hätte dies das Gleichgewicht der Macht politisch verändert. Es hätte den Anschein gehabt, und der Schein ist eine Teil der Realität.“ Konsequenterweise ignorierte Kennedys Krisenstab die Frage, ob und in welcher Weise die territoriale Sicherheit der USA von den Kuba-Raketen berührt war. Stattdessen ging es um die Wahrung des Konkurrenzvorteils im Ringen um weltpolitische Hegemonie. Auszug Seite 7 bis 10 Absatz 1 – von Bernd Greiner

LOGIKEN DER ATOMAREN ABSCHRECKUNG ODER POLITIK MIT DER BOMBE

Von Jeremi Suri PhD, Professor für Geschichte /Universität von Wisconsin-Madison Auszug S.24-28 Abs.1

Als in den 1950er Jahren der Wettlauf um Atomwaffen mit immer größerer Reichweite und Zerstörungskraft eskalierte, warnte der Journalist I.F. Stone: „ Atomkrieg bedeutet nationalen Selbstmord. Die größte Verblendung des Atomzeitalters ist die Vorstellung, Selbstmord könne ein Mittel der Verteidigung sein. Dass anscheinend vernünftige, zurechnungsfähige Leute auf solche Vorstellungen gekommen sind, wird künftige Historiker erstaunen, wenn es denn noch welche geben wird. Es ziehen sich Kriegswolken zusammen, die das Ende unserer Gattung bedeuten könnten. Russen und Amerikaner gleichen zwei riesigen Herden, die sich auf einen möglichen Zusammenstoß hin bewegen, aber zu dicht gedrängt sind, um ihr Schicksal noch abwenden zu können. Nichts prägt die Weltlage so sehr wie die Ohnmacht der Menschheit im Angesicht der näher rückenden Krise.

Stones Kassandrarufo erfassen die verdrehte Logik der nuklearen Abschreckung und des Krisenmanagements während des Kalten Krieges. Die Regierungen der größten Staaten versuchten die nukleare Katastrophe abzuwenden, indem sie das Szenario eines neuen Weltkrieges immer furchterregender machten. Um an den gefährlichsten Krisenherden- insbesondere Berlin, der Strasse von Taiwan, Kuba und dem Nahen Osten, Konfliktbegrenzung und Kompromisslösungen zu erreichen, wurde die gesamte Menschheit als Geisel genommen und der Drohung eines entfesselten Konflikts zwischen den mächtigsten Staaten ausgesetzt, der die gesamte menschliche Zivilisation hätte auslöschen können. Es lag in der Logik dieser Strategie, ein Denken in den Kategorien von allen oder nichts zu befördern – Stabilisierung des geopolitischen Status quo oder totale Zerstörung durch einen Feuersturm biblischen Ausmaßes; ein unvollkommener „dauerhafter Friede“ oder eine nuklear verstrahlte Landschaft, in der „die Überlebenden die Toten beneiden“.

Doch so pervers dieses Krisenmanagement durch nukleare Abschreckung auch anmutete, es funktionierte während des Kalten Krieges. Mehr als einmal machten die Regierungen der USA, der Sowjetunion und später auch der Volksrepublik China an der Schwelle zum Konflikt halt und suchten den Kompromiss. Es war ihnen bewusst, dass weitere Angriffe auf die Interessen des Gegners unwiderrufliche Konsequenzen haben würden und es in den zentralen Konfliktregionen des Kalten Krieges einen „Sieg“ nicht geben konnte. Diese hemmende Wirkung der atomaren Drohung hatte der sowjetische Regierungschef Nikita Chruschtschow verstanden, als er nach der Kubakrise an den US-Präsidenten John F. Kennedy appelierte, mit ihm zusammen den „Knoten“ des drohenden Atomkrieges zu lösen. Wir leben in einer Zeit „, schrieb er an Kennedy, „ in der es wichtig ist, gemeinsam Fortschritte in den internationalen Beziehungen zu erreichen. Jener Moment während des Kalten Krieges, in dem die nukleare Bedrohung am stärksten war, bewegte die Staatsführer, die sich im Besitz der „absoluten Waffe“ befanden, zu ihren ernsthaftesten Bemühungen um ein Arrangements. Doch diese Bemühen trugen nie Früchte. Wenigstens teilweise hatte dies in den Nuklearwaffen selbst einen Grund. Denn so sehr sie es ratsam erscheinen ließen, einen Krieg zu vermeiden, so sehr beförderten sie zugleich die Fortsetzung des Konflikts. Mc George Bundy, Kennedys Sonderberater für nationale Sicherheit, erfasste dieses Paradoxon, als er meinte, Nuklearwaffen seien „das mächtigste Statussymbol, seitdem afrikanische Kolonien außer Mode geraten sind“. Die mächtigen Staaten mit globalen Ambitionen, insbesondere die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion, beabsichtigen zwar keinen Einsatz dieser Waffen, aber ihre Stationierung eignete sich zur Demonstration von Macht. Nukleare Sprengköpfe, Raketen und andere Trägersysteme wurden zur Währung, in der man die Stärke eines Staates berechnete, zum Maßstab seiner Fähigkeit, die eigene Sicherheit und die seiner Verbündeten zu gewährleisten. Entsprechend zentral war die Stationierung von Nuklearwaffen für die Politik der NATO und des Warschauer Paktes, den zwei wichtigsten Staatenbündnissen nach 1945. Um Drohungen auszusenden und Entspannung zu signalisieren, waren Nuklearwaffen für die Diplomatie des Kalten Krieges von grundlegender Bedeutung.

So befassen sich auch zahlreiche internationale „Strategieexperten“ mit der Frage, wie man Nuklearwaffen im nationalen Interesse am effektivsten verwenden könne, ohne die Schwelle zur

Katastrophe zu überschreiten. Von diesem Problem wurden Mitarbeitern der RAND Corporation wie Bernard Brodie, Albert Wohlstetter, Thomas Schelling und Henry Kissinger ebenso umgetrieben wie diverse amerikanische Universitäten und zahlreiche staatlich finanzierte Organisationen. Der späte Nobelpreisträger Schelling fasste die gängige Meinung dieser neuen „Berufsgruppe“ zusammen, wonach der internationale Konflikt tatsächlich eine Sache von Verhandlungen war: „ Die Macht, den Gegner zu verletzen, ist nichts Neues in der Kriegsführung. Doch die moderne Technologie hat die strategische Bedeutung reiner, nicht auf Eroberung abzielender Zerstörung und Verletzung drastisch gesteigert, als Bedrohung der Vereinigten Staaten wie auch für unsere Verteidigung. Dies hat wiederum zur Folge, dass Krieg und Kriegsdrohung als Mittel zur Einflussnahme, nicht der Zerstörung, an Bedeutung gewinnen. Sie dienen weniger der Eroberung und Verteidigung, als vielmehr der Abschreckung und Einschüchterung, der Einflussnahme und Verhandlung.

Nuklearwaffen wurden demnach also zur Schau gestellt, um politische Verpflichtungen, Entschlossenheit und Macht zu betonen. Die Entscheidung über ihre Stationierung erhöhte oder verringerte Risiken und beeinflusste so den Gegner. Es handelte sich um Trumpfkarten, die man zum geeigneten Zeitpunkt vorzeigte, ohne sie zu spielen, um das Vertrauen der Verbündeten zu stärken und den Gegner einzuschüchtern. In Übereinstimmung mit Schelling und anderen Strategieexperten forderte Kissinger in seinem 1957 veröffentlichten Bestseller „ Nuklearwaffen und auswärtige Politik“ sogar, man solle vielleicht sogar einen begrenzten Krieg mit kleineren atomaren Sprengköpfen führen, um „ den gegnerischen Willen zu beeinflussen, nicht ihn zu brechen, die Bedingungen, die man auferlegen will, so zu gestalten, dass ihre Annahme dem fortgesetzten Widerstand vorzuziehen ist, und bestimmte Ziele, nicht aber die vollständige Vernichtung des Feindes, zu erreichen. Während Nuklearwaffen einen entfesselten Krieg undenkbar machten, waren sie vor allem für die USA und die Sowjetunion ein unverzichtbares Drohmittel, um nationale Ziele zu verfolgen. Kissinger und andere Experten argumentierten, dass man sich mit einem Verzicht auf die nukleare Drohung jeglicher Möglichkeit berauben würde, die geopolitische Situation zu verändern. Als höchste militärische Potenz, über die ein Staat verfügen konnte, waren Nuklearwaffen ein notwendiges Mittel der Diplomatie im Kalten Krieg.

Diese Überlegungen zum Nutzen nuklearer Machtdemonstration erklären auch, wie Vorsicht und Waghalsigkeit, die Vermeidung von Kriegen und die Provokation von Krisen in den Jahren nach 1945 miteinander einhergingen. Nuklearwaffen wirkten als Abschreckung vor einem dritten Weltkrieg, aber im Rahmen des Kalten Krieges förderten sie zugleich begrenzte Konflikte. Wenn ein Staat mit Gewalt auf die Schachzüge eines anderen Staates reagierte, drohten solche begrenzten Konflikte jedoch häufig unwillentlich zu einem regelrechten Krieg zu eskalieren. Die Grenze zwischen einer „sicheren“ nuklearen Machtdemonstration und riskanten Schritten zu einem tatsächlichen Krieg war daher oftmals durchlässiger, als die Befürworter der nuklearen Abschreckung glauben machen wollten. Allen Hemmungen zum Trotz, die Katastrophe zu entfesseln, war die nukleare Eskalation eine ständige Bedrohung. Indem sie versuchten, sich in diesem Kontext einen Vorteil zu verschaffen, steuerten die mächtigsten Staaten im Kalten Krieg, wie I.F. Stone meinte, beständig „auf einen möglichen Zusammenstoß“ zu. Der vorliegende Beitrag untersucht die Dynamik der nuklearen Abschreckung und die damit verbundenen Risiken. Er zeigt, wie die Kriegsgefahr zunahm, es den mächtigsten Staaten jedoch gelang, die Katastrophe abzuwenden. Das Überleben der Menschheit und das Ende des Kalten Krieges waren keine zwangsläufigen Resultate der atomaren Abschreckung. Auch die bestehenden politischen Institutionen und die überlieferten Ideologien boten keine Gewähr für den glücklichen Ausgang. In entscheidenden Momenten agierten die Regierungen zurückhaltend und vernünftig. Wir hatten Glück im Kalten Krieg. Wir können uns nicht darauf verlassen, dass dies in Zukunft der Fall sein wird, sollten Atomwaffen weiterhin ein bedeutendes Mittel der Diplomatie sein, meint Stones.....“

Quelle: http://www.bpb.de/publikationen/NYBM3G,0,Krisen_im_Kalten_Krieg.html

Schriftenreihe 767 – 7 € bei bpb.de von B.Greiner/Chr.Th Müller/D.Walter (Hrsg.)

Zweck: politische Meinungsbildung im Zusammenhang mit nachfolgenden Dateien von sed-opfer-hilfe Dezember 2011